Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 3

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und damit ein öffentliches Ärgernis im neuen Europa aus dem Wege räumen? Zeit wäre es ja nun, nachdem die Rückendeckung durch England die französische Besatzung wieder veranlaßt hat, manche Schraube etwas stärker anzuziehen. Man wird da ja bald einmal klar sehen.

Aarau, den 6. Juni 1929.

Hektor Ammann.

Kultur- und Zeitfragen

Schweizerische Hochschulfragen.

Vor einigen Wochen ist in unsern Zeitungen des 100. Geburtstages Theodor Billroths, des großen deutschen Chirurgen, gedacht worden, der auch während sieben Jahren (1860—1867) in der Schweiz, an der Universität Zürich und deren chirurgischer Klinik, gewirkt hat. In der gedruckten Sammlung der Briefe von Billroth (Hahn'sche Buchhandlung, Hannover, 1894) befindet sich ein Brief aus dem Jahre 1862 an Prof. His in Basel, der sich mit, damals genau so wie heute wieder viel beredeten schweizerischen Hochschulfragen beschäftigt. Seine Ausführungen dürften auch für die gegenwärtig vorliegenden Fragen aufschlußreich und anregend sein. Wir geben daher im Folgenden die betreffenden Briefstellen wieder.

Die Schriftleitung.

„... An einer eidgenössischen Hochschule wäre dies freilich besser. Sie haben diesen Gegenstand angedeutet; ich habe freilich Züricher nicht darüber gehört, doch habe ich so meine eigene Meinung darüber. Vergönnen Sie mir einige Worte darüber; wenn ich auch nicht Schweizer bin, so glaube ich nach einem zweijährigen Leben in diesem schönen Lande doch die Verhältnisse ein bischen studirt zu haben.

Nachdem ich durch eigene Anschauung gesehen habe, wie man in Bern und Basel und hier (Zürich) fleißig wissenschaftlich arbeitet, und wie jede Universität sich bestrebt, sich hervorzuthun, würde ich es für sehr wenig vorteilhaft halten, die verschiedenen Bildungsheerde zu zerstören, oder auch nur zu beeinträchtigen. Benachtheiligt sind nur die französischen Cantone; sie sollten in Genf noch einen wissenschaftlichen Centralpunkt haben, eine Universität, damit sie nicht nach Paris zu viel geistige Beziehung haben und nähren. Ein Bedürfnis für die studirende Jugend scheint mir für die Mediciner durchaus nicht vorzuliegen; es ist für sie gut gesorgt. Weder die Naturwissenschaften, noch die practische ärztliche Ausbildung gedeiht auf großen Universitäten, und als eine solche soll man sich doch die eidgenössische Hochschule denken. Kurz, ein Bedürfnis scheint mir für die Studirenden der Medicin nicht vorzuliegen.

Wohin sollte die eidgenössische Hochschule verlegt werden? Verlegen sie dieselbe auf eine der bestehenden Universitäten, so werden die Französisch-Schweizer immer benachtheiligt sein; Sie mögen noch so viele französische Lehrer anstellen, oder selbst alle Fächer doppelt besetzen. Denn nie wird sich der Genfer in das deutsche Zürich, Basel oder Bern hingezogen fühlen: denn wenn er auch französisch lernen kann, kann er nicht französisch leben. — Verlegen Sie die eidgenössische Hochschule nach Genf oder Lausanne, so wird sie immer ganz französisch bleiben. Die deutschen Schweizer werden in Basel, Bern, Zürich bleiben; die deutschen Studenten gehen sicher nicht in das französische Genf oder Lausanne, und die eidgenössische Hochschule wird cantonal französisch bleiben. Genf soll der reichste Canton sein; warum hält er sich nicht mit dem Waadtland zusammen eine Universität?

Eine deutsche eidgenössische Hochschule würde ich für einen großen politischen Fehler halten; eine französische würde cantonal sein oder werden.

Gehen wir etwas auf die Details ein. Entsteht eine große eidgenössische Universität, eine medicinische Schule à la Würzburg, Berlin, Wien, so hat keine der Schweizer Städte genug Material. Die Leichen, die Kranken müßten von allen Cantonen centralisiert werden. Thun Sie nur einen Blick in die Geschlossenheit der Verwaltung jedes Cantons, jeder Gemeinde, so wird Ihnen die praktische Unmöglichkeit einleuchten, hier einzugreifen. — Anders stellt sich allerdings wohl die Sache für die übrigen Fakultäten, zumal für die Juristen und Theologen; sie werden hier freilich in jeder Hinsicht sehr stiefmütterlich behandelt. Die Anzahl der Studirenden wird immer in diesen Fakultäten klein bleiben, wo es gerade ganz wohl anginge, daß ihre Zahl ad infinitum anstiege, da dort nicht zu demonstriren ist, sondern der Professor für 2—300 ebensogut seinen Vortrag halten kann, als für 10—12. Hier wäre eine eidgenössische Universität mit Aufhebung der übrigen ein Segen, wenngleich ihr ebenfalls die nöthige Anzahl französischer Elemente beigegeben werden müßte.

Das Hauptargument, welches man für die eidgenössische Hochschule anzuführen pflegt, ist gewöhnlich, daß man dieselbe besser ausstatten könne, die besseren Lehrkräfte besser besolden und fixiren könnte, als es unter den jetzigen Verhältnissen der Fall sein kann. Dies ist im Allgemeinen zuzugeben, doch mache man sich keine Illusionen über die pecuniären Erfolge. Die Schweiz wird an ihren Universitäten stets Ausländer gebrauchen. Kein Land Deutschlands, weder Preußen noch Österreich, besetzen ihre Professuren nur mit Inländern, und wenn es Österreich vorwiegend thut, so geschieht es zu seinem eigenen Schaden, denn die kleinen österreichischen Universitäten haben nur noch reine locale Bedeutung. Nun kann man freilich die Ausländer theilweise durch Gehaltserhöhung halten, doch sehr oft kehren die Leute in die Heimath zurück und würden es thun, wenn man ihnen auch Schätze böte; das Geld ist hier nicht die alleinige Ursache. Außerdem liegt doch auch ein nicht unbedeutender Vortheil darin, stets frische Kräfte zu haben und nicht benöthigt zu sein, ganze Fakultäten zu Tode zu füttern. Eine solche alternde Fakultät ist schwer zu beleben; man sieht es ja am besten jetzt wieder in Heidelberg in der medicinischen Fakultät. Helmholtz[1]) und Friedreich[2]) sind nicht im Stande, den alternden Stamm der Facultät zu beleben. Die Schweizer Fakultäten bleiben stets jung, weil ihnen genug Gelegenheit zum Wechsel gegeben ist. Die Bedeutung der Fixation ist also auch eine sehr zweifelhafte.

Ich schwärme, wie Sie sehen, nicht für eine eidgenössische Hochschule und habe es nie gethan. Würden gar die Schweizer Studenten aus Patriotismus nur die eidgenössische Hochschule besuchen, so wäre das nichts weniger als vorteilhaft, denn den Binnenschweizern thut es sehr gut, wenn sie auch einmal anderes Land und Leute kennen lernen.

Eine Hebung der Universitäten durch eidgenössische Geldmittel würde ich indeß nicht allein zweckmäßig, sondern auch billig und gerecht halten; denn daß die Cantone, welche Universitäten halten, dadurch große Opfer bringen, die der gesammten Schweiz zu Gute kommen, liegt ja auf der Hand. Die übrigen Cantone sollten mit herbeigezogen werden, man sollte alle 4 Universitäten (mit Genf) eidgenössisch, mit eidgenössischen Mitteln verwalten. Dies würde bei dem Sondergeist der Cantone wohl nur durch die Bundesversammlung zu bewerkstelligen sein, obgleich ich mir auch einen anderen Weg denken könnte, nämlich den, daß die Schweiz sich in vier Universitätsdistrikte theilt, und daß die den Universitäten benachbarten Cantone mit zur Erhaltung derselben beitragen; dann wären die Mittel sicher vorhanden, mehr zu thun. Noch besser würde mir folgendes gefallen: die Jurisprudenz, Theologie und Philosophie mit doppelten Professuren nach Bern als den doppeltnationalen Canton zu concentriren und daneben eine naturwissenschaftliche Akademie zu stellen, die medicinischen Fakultäten aber in Genf, Basel, Zürich, auch in Bern zu belassen und mit eidgenössischen Mitteln zu versehen. Es wäre dann eine auf verschiedene Orte ver-

[1]) Prof. der Physiologie in Heidelberg, dann Prof. der Physik in Berlin, gestorben 1894.

[2]) Prof. der inneren Medicin in Heidelberg, gestorben 1882.

theilte eidgenössische Hochschule mit gemeinsamer Verwaltung. Ich sehe wohl ein, daß auch dieser Plan sehr schwierig auszuführen sein wird; doch scheint er mir zweckmäßig, wenigstens für die medicinischen Fakultäten.

Es wäre mir lieb, von Ihnen zu hören, welche Pläne Sie und die Parteiführer in Basel haben. Die mitgetheilten Ansichten sind nicht die Züricher, sondern meine persönlichen Reflexionen über diesen Gegenstand, über den ich mich aber stets in dieser Weise ausgesprochen habe.

Das Polytechnikum paßt wenig zum Vergleich mit der Hochschule. Die technischen Wissenschaften, aus der modernsten Zeit entsprungen, waren nie national, sondern gleich vom Beginn ihres Entstehens universell europäisch; hier macht sich eine kosmopolitische Combination von selbst. Der Mangel an ausgedehnten Instituten dieser Art begünstigte dies Unternehmen ganz besonders. Die Universitätswissenschaften waren aber seit dem heutigen Zustand von Europa immer national deutsch, französisch oder englisch; dies ist historisch zu sehr begründet, als daß es sich rasch verwischen sollte. Es spricht sich auch schon darin aus, daß es stets in Philosophie, Naturwissenschaft 2c. specifische Schulen gab. Technische Schulen in dem erwähnten Sinn hat es nie gegeben.

Doch, Sie haben gewiß so viel über diesen Gegenstand gehört und gesprochen, daß Ihnen ganz unwohl werden muß, wenn ich Ihnen so viel davon vorschwatze. Sie sind aber selbst daran Schuld, da Sie das Thema angeregt haben. . ."

Bücher-Rundschau

Der Freiheitskampf der Iren 1922—1927.

The Irish Free State 1922—1927, von Denis Gwynn. Verlag Macmillan & Cy. Limited. London.

Die neueste irische Geschichte wird immer als das Beispiel eines Volkes Interesse behalten, das zum ersten Male einem voll aktionsfähigen modernen Staate gegenüber einen erfolgreichen Aufstand fertiggebracht hat. Denn in den konsolidierten Mittel- und Groß-Staaten Europas kann gegen das gut ausgerüstete stehende Heer, wie es überall vorhanden ist, eine Revolution nur gelingen, wenn sie entweder zuvor sich des Heeres zu bemächtigen weiß oder es sozusagen ins Leere stoßen läßt. Das Letztere war in Irland der Fall. Es gelang hier, den gesamten Staatsbetrieb völlig zu entwurzeln und zu einer leeren Form zu machen, sodaß wirklich die moralische Nichtanerkennung zu einer praktisch wirksamen wurde. Im Geheimen gebildete Behörden, deren Amtung sich das Volk freiwillig oder, in der gleichgültigen oder widerstrebenden Minderheit, durch mehr oder minder gewaltsamen Druck unterwarf, brachten die englischen Behörden zu einem völligen Leerlauf. Der bewaffneten Macht stellte sich nirgends ein greifbarer Gegner; wurde aber jemand herausgegriffen, so zeigte sich passive Widerstandsbereitschaft bis zum Letzten. Ganz Irland verehrt noch heute den Bürgermeister von Dublin, O'Swiney, als eine Art Nationalheiligen, welcher sich durch einen bis zum Ende durchgeführten Hungerstreik den Tod gab, während draußen vor dem Gefängnis das Volk zu Hunderten kniete und für ihn betete. Allerdings ist die Vorbedingung für den Erfolg eines solchen Kampfes die völlige Geschlossenheit eines Volkes. Welcher Weg von dem einsamen Galgentod Sir Roger Casements, von der Verteidigung des Postamtes zu Dublin 1916, wo eine Handvoll Intellektueller losschlug, um nicht vor der englischen Heereswerbung das Ende der Bewegung zu sehen, so schlecht gerüstet, daß immer einige der Kämpfer Karten spielten, bis wieder an den Fenstern einer getroffen hinsank und so ein Gewehr frei wurde — welch ein Weg von da bis zu der einigen Abwehrfront des gesamten Volkes 1919! Dazu gehört